



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Erinnerungen eines Veteranen aus den Feldzügen von 1806 und 1807 : 1.
Die Schlacht bei Jena und die große Retirade.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Erinnerungen eines Veteranen aus den Feldzügen von 1806 und 1807.

1. Die Schlacht bei Jena und die große Retirade.

Am 25. Mai des Jahres 1806 schwur ich Sr. Majestät dem Könige den Eid der Treue, nicht zur Fahne, weil der Truppentheil, bei welchem ich als gefreiter Corporal eingetreten war, keine Fahne hatte; sondern auf den Säbel des Offiziers, Lieutenant von Rudorf, der mir die Kriegs-Artikel vorgelesen hatte, und den Eid abnahm. Ich war vor einer Menge von Verbrechen gewarnt worden, deren Begehen mit Spiesruthenlaufen und Todtschüssen bestraft wurde, wovon ich in meiner kindlichen Unerfahrenheit keinen Begriff hatte. Es war die Leibcompagnie des Füsilier-Bataillons v. Pelet in der niederschlesischen Füsilierbrigade, in welche ich als gefreiter Corporal von dem General angenommen war, die Compagnie wurde vom Bruder meines Vaters commandirt, der als Premierlieutenant bei dem Bataillon stand — ein Vorzug für ihn, da die Compagnien der Stabsoffiziere sonst nur von Stabs-Capitäns commandirt wurden. Ich war vierzehn Jahre acht Monate alt und maß 4 Fuß 8 Zoll, war also sehr klein und außerdem so schwächlich, daß mir ein eigenes kleines Gewehr gegeben wurde, um damit das Exerciren zu erlernen. Nach sechs Wochen, won ich ausexercirt war, mußte ich, ehe ich zum wirklichen Dienst herangezogen wurde, dem General vorexerciren und, mich selbst commandirend, nicht nur alle Griffe mit dem Gewehr, sondern auch alle Wendungen und Marscharten machen. Diese Vorstellung ging so glücklich von Statten, daß ich belobt wurde und von meinem Compagnie-Chef, dem General selbst, eine Gratification von einem doppelten Friedrichs-d'or erhielt. Nun that ich die erste Wache als Gemeiner auf der Hauptwacht, die ein Offizier bezog, und hatte den Posten vor dem Gewehr, um fortwährend unter Aufsicht des Wachtcommandanten zu sein. So klein mein Gewehr auch war, wurde mir doch dasselbe bei dem zweistündigen Schildwachtstehn sehr schwer, so daß meine Kameraden, die dies längst überstanden und alle älter und größer waren, sich auf meine Kosten gehörig belustigten. Drei solcher Wachen wurden nebst den damit verbundenen nächtlichen Patrouillen ganz glücklich überstanden, so daß ich für würdig befunden wurde, den Unteroffiziersdienst zu versehen. In diesem Raum waren so drei Monate verfloßen, als plötzlich die Ordre zur Mobilmachung eintraf. Vom 16. August an waren wir mobil, und am 30.

marschirten wir gleich nach Thiemendorf bei Lauban in der Lausitz, $3\frac{1}{2}$ Meilen von Bunzlau, unserer Garnison, entfernt. Mein Oheim blieb leider beim Depot zurück, was mich sehr unglücklich machte, weil ich wohl fühlte, wie sehr ich nun verlassen sein würde. Der neue Compagnie-Commandeur war der Stabs-Capitän von Lutz, welcher, obgleich noch gar nicht lange zum Bataillon als Einschub gekommen, doch schon durch sein edles Wesen, seine feine und gelehrte Bildung sich die hohe Achtung der Offiziere und die Freundschaft der ältern erworben hatte, er versprach meinem Oheim väterlich für mich zu sorgen und hat dies redlich gethan. Der treffliche Mann ist vor einigen Jahren als General der Infanterie in sehr hohem Alter, ich glaube 87 Jahr alt, gestorben.

Ich bin nie ein sehr starker Fußgänger gewesen und denke noch mit Schrecken an die Beschwerden dieses ersten Marsches mit gepacktem Tornister, Gewehr und 20 Patronen zurück, einer um so unerträglichern Last, als der Tornister damals an einem Bändelner über einer Schulter und nicht so bequem als heut zu Tage getragen wurde. Ohne die Freundlichkeit der Offiziere, welche mich öfter reiten ließen, würde ich diesen Marsch wohl nicht überstanden haben. Dafür war aber das erreichte Quartier, das bei einem armen Häusler Bequemlichkeit die Fülle bot — z. B. ein Gericht vortrefflicher Kartoffeln in der Schaal und eine gute Streu — eine wahre Glückseligkeit, welche ich 14 Tage, so lange dauerte die Cantonirung, ohne alle Störung genoß. Ein alter ehrlicher Füsilier war mir zur Bedienung, respective Aufsicht gegeben, damit der „Junfer“ nicht gar zu kindische Streiche mache. Er sorgte für mich, wie ein braver Diener nur kann, und führte meine Kasse, die, da ich nur ein monatliches Gehalt von 3 Thlr. 15 Sgr. und 3 Thaler Zulage hatte, eben nicht sehr gefüllt war. Endlich ging der Marsch weiter fort über Dresden, Freiberg, Chemnitz, Altenburg, Gera, Blankenburg. Dem alten Feldwebel, — er hieß Kretschmer, — war ich von meinem guten Onkel ganz besonders empfohlen, er, ohnehin mein Vorgesetzter, unterrichtete mich über mein Benehmen in und außer dem Dienste und that dies stets auf eine Weise, daß ich ihm nur dankbar sein und mich nie verletzt fühlen konnte. Wo es irgend möglich war, kam ich zu ihm ins Quartier; auch über das Verhalten den Wirthsleuten gegenüber belehrte er mich. So war ich eines Tags erschöpft vor Durst ins Quartier mit ihm gekommen. Als ich ein Glas frisches Wasser verlangte, belehrte er mich, daß es unpolitisch sei, Wasser zum Trinken zu fordern, man müsse um etwas zu trinken bitten; aus dem, was gebracht würde, könne man gleich die gastfreundlichen Gesinnungen des Wirthes beurtheilen. Ich habe mir das gemerkt und häufig bewährt gefunden. Die Gastfreiheit in dem schönen Sachsen werde ich nie vergessen; besonders angenehm war der Aufenthalt in Chemnitz und in Gera. An beiden Orten hatten

wir Ruhetag, am letztern hatte ich den Compagniedienst des Visitirens und mußte des Abends dem Hauptmann Rapport abstaten. Ich hatte mir Mühe gegeben, den dienstlichen militärischen Anstand mir anzueignen, und dazu gehörte mit Anstand die Thüre des Zimmers, in welchem der Vorgesetzte sich befand, auf und wieder zu zumachen, auf drei Schritt mit angezogenem Stoß an ihn heran zu treten, die Meldung im ruhigen Ernst auszusprechen, nachdem er sie angehört und mit: es ist gut! mich abgefertigt, wenn er sonst nicht etwa was zu fragen oder zu befehlen hatte, stramm kehrt mit hörbarem Beitritt zu machen und wieder hinaus zu marschiren. So geschah es auch in Gera, wo mein Hauptmann im Zimmer seiner Wirthsleute sich befand, in das ich gewiesen war; ich wurde zurückgerufen, machte wieder Front mit hörbarem Beitritt und marschirte auf den Capitän zu. Hier wurde ich von einer liebenswürdigen nicht ganz jungen Frau gefragt, wo ich im Quartier läge? Ich sagte es und wurde bedauert, so schlecht untergekommen zu sein; dem widersprach ich, die Freundlichkeit meiner Wirthsleute anerkennend, die mich trotz des sichtbaren Mangels recht gut aufgenommen hätten. Die Dame bat nun meinen Hauptmann, daß er, da sie noch hinlänglichen Raum habe, erlaube, daß der kleine Mann mit zu ihm in's Quartier käme; er genehmigte es sehr freundlich und ich lief gleich nach Hause, um durch meinen Burschen mein weniges Gepäck hinbringen zu lassen. Ich erhielt ein niedliches Zimmer neben dem meines Hauptmanns, aß noch sehr gut zu Abend und frühstückte des andern Morgens mit ihm in seinem Zimmer. Hierbei passirte mir ein Unglück; denn der erste Schluck Kaffee kam mir in die Luftröhre und unwiderstehlich sprudelte ich denselben aus, so daß Alles bespritzt wurde. Ich war sehr unglücklich. Der Hauptmann aber sagte ruhig: „Sie müssen Sich mehr in Acht nehmen.“ Mittags aßen wir zusammen und tranken dazu rothen Wein, da widersuhr meinem lieben Hauptmann dasselbe, was mir beim Kaffee geschehen war, nur in viel schlimmerem Maß. Nachdem er sich erholt, sagte er: nun sind wir quitt. — Im Erzgebirge dicht bei Freiberg lag ich bei einem Bergmann im Quartier, der einen Sohn meines Alters und von meiner Größe hatte, es war wieder Ruhetag, ich kam auf die Idee, seinen Sonntags-Anzug anzulegen, mich als verunglückten jungen Bergmann, der durch einen Sturz in den Schacht lahm geworden, meinem Hauptmann vorzustellen und ihn um eine milde Gabe zu bitten. Ithelnehmend griff er nach seiner Börse, um mir ein Geldgeschenk zu verabreichen, da plagte ich lachend heraus: „kennen Sie mich wirklich nicht, Herr Hauptmann?“ — „Eulenspiegel,“ sagte er, „nein.“ Ich bat ihn nicht böse zu sein und empfahl mich. Ich erzähle diese kleinen Züge nur, um den liebenswürdigen Charakter desselben erkennen zu lassen.

So ging der Marsch fort bis nach Blankenburg bei Rudolstadt, wo wir

etwa am 9. October ankamen. Das Bataillon hatte unter dem General Pelet, welchem noch das sächsische Husaren-Regiment beigegeben war, die Bestimmung eines Seiten-Detachements der Avantgarde des Hohenlohschen Corps erhalten. Daß wir aber so nahe vor dem Feinde standen, mußte keiner, ich bezweifle, daß es unser Führer gewußt, sonst würden wohl die Offiziere, unter denen ich mich viel befand, etwas erwähnt haben. Am 10. October wurde mit einem Male Alarm geblasen. In wenigen Minuten war das Bataillon beisammen, es rückte vor der Stadt eine Höhe hinauf, und es hieß, der Feind sei da, gleich würde das Gefecht angehn. Die vor uns liegende Höhe entzog uns jede Aussicht. Die Schützen wurden vorgenommen, das Bataillon marschirte in Linie auf, ich stand auf dem rechten Flügel. Merkwürdig war mir, daß ich unsere Schützen nicht sah, die doch vor uns sein mußten, wie ich beim Exerciren stets gesehen hatte. Ich hörte eigne pfeisende Töne, die ich mir nicht erklären konnte, und wurde auf meine Frage von einem älteren Soldaten, einem Ausländer, der von den Oestreichern zu uns gekommen und dort schon mit gefochten, belehrt, daß dies die feindlichen Kugeln seien. Ich wollte das nicht glauben, er meinte aber, ich würde es zeitig genug gewahr werden; zu meinem Troste setzte er hinzu: „die Kugeln, die man pfeifen hört, sind vorbei, die, welche treffen, hört man nicht.“ In demselben Augenblick blutete mein Nebenmann, der Flügelmann, im Gesicht und trat zurück, er war verwundet. Nun fing mir das Herz gewaltig an zu klopfen, doch hatte ich keine Zeit zu langem Ueberlegen; denn wir fingen an zu schießen, indem eine Salve gegeben wurde. Noch hatte ich keinen Feind gesehen, schoß aber tapfer mit, als auf einmal der Befehl zum Rückzuge gegeben wurde. Dieser wurde etwas wild angetreten, nicht durch die Stadt, sondern um dieselbe herum. Plötzlich hemmte ein ziemlich breites Gewässer unsern Rückzug. „Wir müssen durch,“ rief ein Hauptmann von Gall, Chef der 3. Compagnie, und sprang zuerst ins Wasser, ich ihm nach, und die übrigen folgten. Die ersten drei bis vier Sprünge ging es ganz gut, aber mit einem Male schlug das Wasser über mir zusammen. Glücklicherweise bemerkte dies einer und faßte mich beim Kragen, und da ihm das Wasser nur bis an den Hals ging, so trug er, mich so fest haltend, den kleinen Kameraden glücklich bis ans andere Ufer. Hier sammelte sich das Bataillon vom Feinde unverfolgt, und es ging im raschen Schritt weiter. Triefend naß, die Kleider dreimal, so schwer als gewöhnlich, ermüdete ich bald, den Tornister warf ich weg und schleppte mich so gut es gehen wollte fort. Unter den sächsischen Husaren, die sich zu uns gefunden hatten, erregte ich die Theilnahme eines Offiziers Namens von Selchow wegen meiner Kleinheit und sichtlichen Erschöpfung im hohen Grade; er forderte mich auf, ihm mein Gewehr zu geben, das mir zu schwer wurde, ich verweigerte es, indem ich

sagte: „Nachher reiten Sie weg, wenn es los geht, und ich verliere mein Gewehr.“ Er versicherte, es mir wieder geben zu wollen, stieg ab, ließ mich reiten und ging zu Fuß und trug mein Gewehr. Nachdem ich mich ausgeruht, gab ich ihm das Pferd zurück, er bestieg es, bestand aber darauf, mein Gewehr noch weiter zu tragen. Auf das Zureden eines unserer Offiziere, die, da sie ihre Pferde beim Beginn des Gefechts zurückgeschickt hatten, ebenfalls zu Fuß gehen mußten, ließ ich dem Lieutenant die Muskete. Ich habe aber weder ihn noch mein Gewehr je wieder gesehen.

Der Rückzug wurde nach Stadt Ilm fortgesetzt, welches wir gegen 2 Uhr des Morgens erreichten. Das für mich Merkwürdige war, daß meine Kleider ganz trocken geworden waren. Wir bivouacirten in den Stadtgräben von Ilm, blieben diesen Tag und den folgenden dort liegen und ruhten ordentlich aus. Wir hörten von dem unglücklichen Gefecht von Saalfeld und dem Tode des Prinzen Louis Ferdinand, der die Avantgarde befehligte hatte, und diese Nachrichten hoben unsern Muth keinesweges. Am 13. October des Morgens brach das Bataillon wieder auf. Als wir den Marsch angetreten hatten, sah ich den Chef unserer Füsilierbrigade, den General Pelet, wieder an unserer Spitze, der sich seit dem 10. nicht hatte blicken lassen, wo die letzten Worte, welche ich von ihm gehört hatte, die gewesen waren, „was zu halten war, haben wir gehalten.“ Ich marschirte als Flügelunteroffizier ebenfalls an der Lete und konnte Alles hören, was er zu unserem würdigen Commandeur, dem alten Obersten Schuler von Senden sagte. Wir hatten die Bestimmung erhalten nach Jferstädt und Bierzehnheiligen uns zu dirigiren, um da aufgestellt zu werden. Merkwürdig ist mir die immerwährende Wiederholung dieser beiden Namen geblieben. Wir hatten keine hundert Schritte zurückgelegt, als der General sagte: „Jferstädt und Bierzehnheiligen“, nach ein paar Minuten wieder: „Jferstädt und Bierzehnheiligen“, und so ging es fast zwei Stunden fort, bis wir angekommen waren. Ich fand das so komisch, daß ich es nie vergessen habe.

Wir standen auf dem äußersten Vorposten dem Feinde gegenüber, den ich hier zum ersten Male sah. Der ganze Tag ging mit Herumschießen auf die einzelnen Posten der Franzosen hin, indem einige Offiziere, die Jäger und gute Schützen waren, sich bemühten, die etwa 5—600 Schritt uns gegenüberstehenden einzelnen Posten zu treffen. Des Abends verließen wir unsere Stellung, und die Compagnie besetzte ein Gebüsch, in welchem wir bivouacirten.

Beim Anbruch des verhängnißvollen 14. Octobers standen mehrere Offiziere, unter denen mein Capitän und auch ich mich befand, am Wachfeuer, um sich zu wärmen. Die Offiziere unterhielten sich von den Begebenheiten des vergangenen Tages und stellten die Frage: ob es heute etwas Ernstliches Grenzboten I. 1862.

geben würde? Einige vermutheten es, andere waren der entgegengesetzten Meinung. Der Hauptmann von Luck, ein sehr unterrichteter Offizier, sagte, er glaube, daß heute etwas Entscheidendes geschehen würde. In dem Augenblicke kam ein Füsilier Namens Kowalsky und brachte etwas Brot und Knackwurst, die er aus einem Sacke nahm und den Offizieren und dem Hauptmann davon anbot. Als dies theils angenommen, theils abgeschlagen und noch darüber gesprochen wurde, wo er die Lebensmittel her habe, fuhren Kugeln in das Feuer, im selben Moment dröhnte ein Kanonenschuß (dies waren kleine Kartätschen) und bald nachher folgte Schuß auf Schuß. Alles wich zurück, um sich in Reih und Glied zu stellen. Dies konnte nicht einmal ausgeführt werden; denn Kanonenkugeln sausten in das Gehölz, große Aeste fielen von den Bäumen, und Jeder suchte so schnell als möglich in entgegengesetzter Richtung das Wäldchen zu verlassen. Als dies auch mir gelungen war und ich auf's freie Feld kam, verdeckte ein undurchdringlicher Nebel die Gegend, so daß man nicht zehn Schritte weit sehen konnte. Ich hörte eine Stimme, welche rief: „Füsiliere hierher, hierher Füsiliere!“ Ich folgte dem Schalle und erreichte einen Offizier, den Lieutenant von Rudorf von unserm Bataillon, der sich bemühte, die Flihenden zu sammeln. Da sank der Nebel, man konnte um sich sehen, und ich befand mich beim Lieutenant von Rudorf, dem es gelungen war, 60—80 Mann des zerstreuten Bataillons zu sammeln, wobei ihn ein anderer Offizier, der Lieutenant von Gerresheim, unterstützte. Nachdem die Leute geordnet waren, sahen wir vor uns auf einige hundert Schritt Entfernung eine lange Linie unserer Truppen aufmarschirt, wir gingen darauf zu und fanden, daß es das Infanterie-Regiment von Grawert war, dieser General, oder vielleicht der Fürst von Hohenlohe selbst ritt vor der Front hin und her. Der Lieutenant von Rudorf ging an ihn heran und meldete ihm, das Bataillon habe auf Vorposten gestanden und sei auseinander gesprengt worden; er habe diese Leute gesammelt und bäte nun um Erlaubniß, sich dem Regiment anschließen zu dürfen. Dies wurde gewährt und ihm befohlen, sich auf dem linken Flügel der Truppe aufzustellen.

Kaum hatten wir diesen Posten eingenommen, so wurde mit der ganzen mir nach rechts unabsehbar scheinenden Linie avancirt. Wir waren ungefähr 200 Schritt vorgerückt, als Halt gemacht wurde und das Pelotonfeuer begann, begleitet von den Schüssen der Regimentskanonen, die in den Zwischenräumen der Bataillone standen. Das Feuer war sehr ruhig, dauerte eine ganze Weile, und ich vernahm deutlich das Commando der zugführenden Offiziere. Dann wurde es plötzlich still, und ich hörte einen vorüberreitenden Offizier sagen: „der Fürst will jetzt mit der Cavallerie den Feind zu werfen suchen.“ Mit einem Male kam hinter uns eine Menge Reiterei angetrabt, welche durch die Lücken der Bataillone ging und sich vor der Front zum An-

griff formirte, der auch stattfand, aber wohl mißlungen sein muß; denn das Feuer der Infanterie fing wieder an. Doch schoß man nicht mehr Pelotonweise, sondern es war das sogenannte Heckenfeuer. Dies dauerte geraume Zeit, wohl eine Stunde lang. Ich sah jetzt Verwundete und Tode am Boden liegen. Da wurde der Befehl zum Rückzug gegeben, aber das war auch das Signal, daß Alles in wilder Flucht davonlief. Viele Stimmen schrien „Halt! Halt! Halt!“ aber es war kein Stand mehr. Ich war unter unsern Füsilieren. Vergebens rief auch ich mit meiner Knabenstimme, da dachte ich: man muß den Vordersten zum Stehen bringen. Ohne Tornister, ohne Gewehr, leichtfüßiger als Alle, gelang es mir, den vordersten Mann zu überholen, und da er nicht stehen bleiben wollte, gab ich ihm mit meinem Stock mit aller Kraft, deren ich fähig war, einen Schlag vor den Bauch, daß er zusammensank — (der Mann hieß Schwedarsky). Es sammelten sich jetzt einige zwanzig Mann um uns, doch sah ich keinen Offizier dabei. Plötzlich ergriff mich ein großer Fusilier Namens Feldmann beim Arm und rief wüthend aus: „Herr Junker! hier schlägt man nicht mehr. Unterstehen Sie Sich das noch einmal, so schlage ich Sie hier mit der Kolbe todt.“ Ich erschrak zum Tode und sagte nur: „Warum wollte er nicht stehen?“

Mit einem Male fingen die Leute wieder an zu laufen, ich lief natürlich mit, und sieh da, plötzlich befand ich mich mitten unter französischen Chasseurs. Wo sie hergekommen waren, weiß der liebe Gott, sie waren da wie aus der Erde gewachsen, ritten neben, hinter und vor mir her, bald hier bald da einem Fusilier eins mit dem Passasch versetzend, mich aber gar nicht beachtend, so daß ich einen Augenblick dachte: wenn mir Giner so einen kleinen Schmiss in's Gesicht gäbe, daß man es nachher sehen könnte, so ginge das schon an; doch kam ich von dieser knabenhaften Eitelkeit im selben Augenblick zurück und dachte nur noch an meine Rettung. Ich befand mich am Rande eines tiefen Ravins mit sehr steilen Böschungen, das vielleicht fünfzig Schritte breit, und hundert Schritt tief war, und begreifend, daß keine Cavallerie hier nachkönne, stürzte ich mich hinunter, kletterte mit Mühe an der andern Seite hinauf und drehte mich dann um, um in ziemlicher Sicherheit zu verschauen und dem Gefecht auf der andern Seite der Vertiefung ruhig zuzuschauen. Indem ich mir dann überlege, wohin ich mich wenden soll, sehe ich zu meiner Freude auf die Entfernung von etwa zweitausend Schritt eine unabsehbare Linie von frischen Truppen; es war, wie ich nachher erfuhr, das Armee-Corps des Generals von Rüssel. Als ich, ganz allein, auf diese Truppe zuschritt, wurde ich angerufen und sah vor mir einen Offizier, den Lieutenant von G., der sich niedergelegt hatte, um auszuruhen. Ich legte mich zu ihm und sagte: „Mein Gott, Herr Lieutenant, was soll aus uns werden?“ — „Das weiß Gott,“ erwiderte er. In dem Augenblick bemerkte ich auf etwa hundert

Schritt von uns einen Dragoner vom Regimente Brittwitz, welcher ein Beutepferd an der Hand hatte. Ich strengte meine Stimme, so sehr ich konnte, an und rief ihn herbei. Zu meiner Freude hörte er mich und kam heran; als er nur noch ein paar Schritt von mir war, sprang ich auf und sagte zu ihm: „Lieber Dragoner, nehm' Er mich mit.“ Da erhob sich auch der Herr Lieutenant und befahl: „Dragoner, nehm' Er mich mit!“ „Nein,“ sagte der Reiter, „ich werde lieber das Kind mitnehmen, Sie haben lange Beine, Herr Lieutenant, und kommen schon noch fort.“ damit faßte er mich hinten beim Kragen und hob mich in die Höhe, weil ich die Bügel nicht erreichen konnte. Kaum saß ich im Sattel und hatte meine Füße in die Steigriemen gestellt, weil die Bügel für mich viel zu lang waren, so ging es fort im Galopp eine ganze Strecke lang. Der Dragoner führte das Pferd an der Kandare, mir die Trense überlassend. Dann gingen wir an zu traben; das incommodirte mich sehr, ich trieb mein Pferd Galopp zu gehen; aber der Dragoner litt das nicht, mich belehrend, das hielten die Pferde nicht lange aus. Es wurde also getracht. Davon aber bekam ich Milzstechen, so daß ich um Gottes willen bat, ein wenig Schritt zu reiten. Mein Führer hielt aber Eile für nöthig, und das unglückselige Traben fing wieder an und damit auch das fürchterlichste Seitenstechen.

So jagten wir geraume Zeit fort. Wenn die Schmerzen bei mir gar zu arg wurden, ging es wieder ein Stückchen im Schritt, dann wieder scharfer Trab, bis wir auf diese Weise Weimar glücklich erreichten. Am 11. hatten wir noch Tractament empfangen, 14 Groschen auf fünf Tage, davon hatte ich noch 8; ich kaufte mir eine Semmel und ein paar Aepfel und fand die Bagage unseres Bataillons, welche im vollen Rückzuge war. Der Capitain d'armes der Compagnie nahm mich auf den Wagen und gab mir ein Commisbrot, von dem ich gemüthlich zehrte. Eine Stimme rief plötzlich: „Ach Herr Junfer, geben Sie mir doch etwas Brot.“ Ich blickte auf und sah in dem Bittenden einen hübschen jungen Unteroffizier vom Regiment Bettkandfusaren. Ich gab ihm das halbe Brot, und da ich bemerkte, daß er ein schönes französisches Offizierpferd, das er erbeutet, bei sich führte, bat ich ihn, mich auf demselben mitzunehmen. Er zeigte sich sogleich bereit dazu, stieg ab, schnallte mir die Bügel kurz, half mir hinauf und bewies in allen Stücken, daß er ein junger Mann von Erziehung war; auch überließ er mir das Pferd allein. So war ich denn wieder im Sattel trotz der früher ausgestandenen Höllenschmerzen. Dazu hatte mich eine kurze Reflexion bestimmt, als ich so auf dem Compagniewagen saß und mein Commisbrot verzehrte, und die Unmasse von Fuhrwerken aller Art sah, welche die Chaussee anfüllte. Mein Gott! hatte ich gedacht, wie wird das werden? wenn diese Wagen mit einem Male anfangen schnell zu fahren und jeder suchen wird vor dem

andern vorbei zu kommen, wenn hier der Feind kommt? Dann bin ich auf dem Wagen verloren! — So ritten wir denn ganz gemüthlich im Schritt auf Erfurt zu, als mit einem Male hinter uns der Ruf erscholl: die Franzosen, die Franzosen kommen! — Nun hätte man dies Fahren, dies Umwerfen, dies Strängeabschneiden, dies Plündern der umgeworfenen Wagen zc. sehen sollen. Keine Feder vermag dies Wirrsal, diesen allgemeinen Schrecken zu schildern, ich bekam damals einen Vorgeschmack von dem mir später deutlich gewordenen *sauve qui peut* der Franzosen. Wie glücklich fühlte ich mich zu Pferde! — Mein Brauner ging einen prächtigen Galopp, aber das litt mein artiger Unteroffizier nicht lange; er nahm das Pferd am Zügel, das gräßliche Traben fing von Neuem an, und mit diesem stellten sich bald die schrecklichsten Milzstiche wieder ein. Er belehrte mich, ich solle Geduld haben, man stürbe nicht daran, und wenn ich es nur eine Weile aushielte, würde es aufhören und nie wieder kehren. Mein Versuch bewies, daß er Recht hatte, es wurde abwechselnd Schritt und Trab geritten, das Milzstechen ließ nach, und die sechs Stunden bis nach Erfurt wurden von uns in zweien zurückgelegt. Hier noch vor Anbruch der Finsterniß angekommen, verließ ich mit herzlichem Dank meinen Husarenunteroffizier, dessen Namen ich nicht einmal weiß, und suchte auf dem Rathhause ein Quartierbillet. Auf dem Wege dahin ging ich vor dem römischen Kaiser, einem großen Gasthofe, vorbei und sah vor demselben einen Offizier des Bataillons, den noch jetzt lebenden Generallieutenant von B...e, der sich meiner freundlich annahm und, als er erfuhr, daß ich den Tag über nichts als etwas Semmel, Aepfel und Brot gegessen hatte, mir im Gasthof zu essen geben und auch ein Quartierbillet besorgen ließ. Er war in einem Arm verwundet und trug ihn in der Binde. Nie habe ich seine Freundlichkeit vergessen und bin ihm heut als 70jähriger Greis noch dankbar dafür. Ich suchte dann bald mein Quartier auf, das bei armen, aber freundlichen Bürgerleuten war, wo ich in einem kleinen Stübchen vorn heraus ein reinliches gutes Bett fand und mit der Sorglosigkeit der Jugend, mich in einer Festung vollkommen sicher wissend, bis an den hellen Morgen schlief. Ich hörte Geräusch auf der Straße, sah zum Fenster hinaus und erfuhr, daß befohlen, Alles, was nicht zur Garnison gehöre, müsse die Stadt verlassen. Nachdem ich ein kleines Frühstück eingenommen, verließ ich Erfurt auf der Straße nach Langensalza zu.

Ich mochte etwa eine halbe Meile fortgewandert sein, als ich auf Offiziers-Packknechte vom Regiment Kalkstein mit den Pferden ihrer Herrn traf. Ich bat sie, mich auf einem derselben mitzunehmen, wozu sich einer entschloß, nachdem ich ihm den Rest meiner kleinen Baarschaft der in 8 Groschen bestand gegeben hatte; für 4, die ich ihm bot, wollte er sich nicht dazu verstehen. So kam ich nach Langensalza sechs Stunden von Erfurt, weiter wollten mich

die Leute nicht mehr mitnehmen, wenn ich nicht mehr Geld gäbe, und da ich keins mehr hatte, ging ich wieder zu Fuß. Hinter Langensalza holte mich ein alter Unteroffizier vom Regiment Holzendorf-Quirassiere ein, der auch ein Beutepferd mit sich führte. Ich hatte nicht den Muth, ihn um das Mitnehmen anzusprechen, aber so grimmig er ausah, er bot es mir an. So kamen wir in die Nähe von Nordhausen, vor welcher Stadt mehrere große Wassermühlen mit stattlichen Wohnhäusern sich befanden. In eine dieser Mühlen, welche sich besonders auszeichnete, ritt mein Unteroffizier hinein, forderte ohne Umstände Futter für seine Pferde und zu essen für uns. Beides wurde mit der die Thüringer auszeichnenden Gastfreundschaft von der Frau des Hauses, die allein zu sein schien, freundlich verheißen, und während der Unteroffizier seine Pferde besorgte, führte mich die Frau aufs Zuborkommendste in ein schön möblirtes Zimmer, welches die Puskstube zu sein schien, und brachte bald einen Imbiß nebst einem guten Nordhäuser Schnaps. Wir aßen tüchtig, und nachdem die Pferde gefüttert und wir gesättigt waren, führte der Unteroffizier jene vor und trieb zur Eile, indem der Tag sich zu neigen begann.

Ich war bereits zu Pferde, und der Unteroffizier schwang sich in den Sattel, als die gütige Wirthin eilig in die Thüre trat und eine Uhr zurückverlangte, die aus der Stube verschwunden wäre und unter dem Spiegel gehangen hätte. Ich glaube, ich hatte die Uhr, eine goldene, selbst hängen sehen. Empört, forderte ich meinen Begleiter auf, sie herauszugeben, denn er habe sie gewiß — da zog der Mensch seinen Pallasch und sagte: „Herr, ich haue Sie zu Kraut und Rüben, wenn Sie nicht machen, daß Sie fort kommen.“ Ich fing an zu weinen und folgte seinem Befehl, ihn um Schonung bittend. Wir ritten davon, Vermünschungen begleiteten uns. Als wir die Stadt erreichten, war es finster geworden, in allen Fenstern war Licht, ich benutzte eine enge Gasse, wo zwei Pferde kaum durchkommen konnten, sprang von dem meinigen, ließ es laufen und sagte: „Ich danke für das Mitnehmen, mit so einem Schurken mag ich weiter nichts zu thun haben“ und lief davon.

Ich fragte nun nach dem Rathhause, um ein Quartierbillet zu erlangen, aber es war für mich kleinen Menschen keine Möglichkeit, durch das große Gedränge durchzukommen, da die Stadt bereits voll von Flüchtlingen gleich mir war; ich verließ also das Rathhaus, indem ich mir vornahm, im ersten besten großen Hause, dessen Besizer mir wohlhabend schien, um Aufnahme für die Nacht zu bitten. Da faßte mich Jemand an und rief: „Ach, Herr Junfer, sind Sie es?“ und ich erkannte meinen treuen Burschen, Namens Rißmann, er fiel mir um den Hals und weinte vor Freude, daß ich glücklich davon gekommen. Ich bat ihn, bei mir zu bleiben und mich nicht mehr zu

verlassen, was er versprach. Dann sagte ich ihm meine Idee wegen des Unterkommens für die Nacht, und er fand sie klug.

In dem Moment befanden wir uns vor einem schönen großen Eckhause, worin ein Kaufladen war; wir traten hinein, und nachdem ich erfahren, daß der Kaufmann der Besitzer des Hauses sei, erkundigte ich mich, ob ich nicht die Ehre haben könne, den Herrn zu sprechen? Einer der Diener ging ihn zu rufen, und er erschien alsbald. Es war ein kleiner freundlicher alter Herr, dem ich meine Lage schilderte und um Ausnahme für die Nacht bat. Mit großer Herzlichkeit gewährte er meinen Wunsch und bat mich einzutreten, fügte aber hinzu: „Sie allein, für den Mann habe ich keinen Raum, da ich schon einen Hauptmann mit mehrern Leuten im Quartier habe.“ Darauf erwiderte ich: ich könne dann von seiner Güte keinen Gebrauch machen, indem dies mein Bursche sei, den ich eben erst wieder gefunden habe. Aber der treue Mensch nahm das nicht an, sagte, er würde schon unterkommen, er sei froh, mich so untergebracht zu wissen, des andern Morgens früh wolle er mich abholen, das Haus werde er schon wieder finden. So trat ich denn in ein hübsches Zimmer, in welchem sich zwei junge Damen und ein Hauptmann vom Grenadier-Bataillon Jabelk befand, die mich freundlich zum Sitzen und Essen nöthigten, bei dem sie gerade waren. Nachdem ich Bescheid gegeben, wer ich sei und wie ich vom Schlachtfelde glücklich weggekommen, fing ich an zu essen, schlief aber nach den ersten paar Bissen ein; ich wurde geweckt und auf's Sopha genöthigt, worauf ich bald wieder einschlief. Man ließ mich schlafen und weckte mich erst gegen zehn Uhr, wo die eine von den jungen Damen, Braut eines Herrn von Vila von den Anspach'schen Husaren, mich auf ein hübsches kleines Zimmer führte, indem sie sagte: ich trete Ihnen mein Stübchen ab, weil wir keinen Platz haben, ich werde bei meiner Schwester bleiben. Raum ausgezogen und ins Bett gestiegen, lag ich auch schon wie todt und erwachte den andern Morgen ziemlich spät. Ich machte, so gut es ging, Toilette, wobei mir mein Zopf, den mir zu machen Niemand da war, so viel Unbequemlichkeiten verursachte, daß ich, eine kleine Scheere findend, mich alsbald entschloß, ihn ganz wegzuschneiden, und ihn als Andenken auf dem Toilettentisch zurückließ. Ich ging nun in das Gesellschaftszimmer, wo ich den Hauptmann, und die beiden jungen Damen traf; letztere beschworen den Offizier, mich bei sich zu behalten und für mich zu sorgen, was er versprach. Mein Bursche hatte sich nicht sehen lassen, wahrscheinlich war er, seine Flucht weiter fortsetzend, sehr früh aufgebrochen.

Raum hatte ich gefrühstückt, als Alarm geschlagen wurde. Ich ging mit dem Capitain zu dessen Compagnie, die alsbald zur Stadt hinaus abmarschirte. Der Hauptmann bekümmerte sich nicht um mich, ich sah bei den großen Schritten, welche seine Grenadiere machten, bald ein, daß ich so schwer-

lich mit fortkommen würde. Indeß blieb ich bis über eine halbe Meile bei ihnen, da stand das Regiment „Prittwig- Dragoner aufmarschirt, war abgeessen und fütterte aus Beuteln. Bei diesem Regiment, das in Hainau in Garnison gestanden, kannte ich einen Herrn von A n, einen Freund meines Onkels, den suchte ich auf und bat ihn, mich mitzunehmen, was er ohne große Umstände that. Er war von Herzen ein sehr guter Mensch, gab mir ein frommes Pferd und sorgte auf dem Marsche für mich, indem er mich mit in sein Quartier nahm. Letzteres geschah aber nur ein Mal auf ein paar Stunden; denn die Retirade wurde ununterbrochen fortgesetzt 2 Tage und 2 Nächte hindurch bis nach Magdeburg. Mein Pferd, eine Schecke, verließ seinen Platz nicht, und wenn ich gar zu müde wurde, schlang ich meine Arme um seinen Hals, legte mich auf denselben und schlief, ohne herunterzufallen, manche Meile, was bei dem beschwerlichen Marsche über den Harz gewiß sehr viel war.

In Magdeburg angekommen, erfuhr ich, daß mein Bataillon eine halbe Stunde von da auf einem Dorfe stände. Ich ging sogleich dahin und wurde mit großer Freundlichkeit von meinem Hauptmann empfangen, der mich schon aufgegeben hatte. Unser Bataillon hatte Ruhetag, es war nicht mehr allein, das Bataillon von Rühle, dessen Commandeur bei Saalfeld gefangen worden, hatte sich angeschlossen, und von dem 3. Bataillon von Rabenau, dessen Führer, wenn ich nicht irre, geblieben war, hatten sich etwa 200 Mann eingefunden. Alle zusammen standen nun unter dem Commando des Obersten Schuler von Senden. Vom General v. Pelet wußte man seit Herstädt und Vierzehnheiligen nichts.

Anderen Tages, den 19. oder 20. October, marschirten wir durch Magdeburg, um Munition und Brot zu empfangen. Wir lagen von Morgens bis Nachmittags 2 Uhr in der Vorstadt an der Straße nach Berlin bei zusammengesezten Gewehren und hungerten im wahren Sinne des Wortes. Mein Hauptmann und ich hatten unsern Standort vor einem kleinen, aber hübschen Hause; aus diesem kam ein sehr anständig gekleideter Mann, wandte sich an den Capitän und fragte ihn schüchtern, ob er sich erlauben dürfe, ihm ein frugales Mittagessen, freilich nur in etwas Suppe und wenig Fleisch bestehend, anzubieten. Es wurde dankbarst angenommen und ich aufgefordert mit hineinzukommen; wir setzten uns zu vier an den gedeckten Tisch, aber als vorgelegt wurde, machte ich die furchtbare Entdeckung, daß es eine Kalbfleischsuppe mit Reis und Kartoffeln war, ein Essen, das ich bis dahin nie im Stande gewesen war hinunter zu bringen. Diesem Widerwillen jetzt nachzugeben, wäre aber eine Undankbarkeit gegen unsern freundlichen Wirth gewesen, ich überwand mich, was um so leichter wurde, als ich gewaltig ausgehungert war, und siehe da, nach dem ersten Löffel schmeckte mirs

sogar vortrefflich. Seit dieser Zeit konnte ich Alles essen, was mir in der Folge sehr zu Statten kam. Endlich kam draußen Brot an, das kochend heiß war, aber Munition war vom Gouverneur verweigert worden, weil er sie nicht entbehren könne. Unser Munitionswagen so wie unsere Bagage war bei Weimar verloren gegangen, und so mußte der weitere Rückzug ohne Patronen angetreten werden.

Der Marsch ging zunächst nach Burg, $3\frac{1}{2}$ Meile von Magdeburg, wo damals meine Eltern lebten. Gern hätte ich meinen Hauptmann um Urlaub gebeten zu einem kurzen Besuch, allein ich fürchtete seine Drohung, er werde, wenn ich in die Nähe meines Vaters käme, mich bei ihm zurücklassen, und so suchte ich meine Absicht auf einem anderen Wege zu erreichen. Da das Bataillon noch weiter marschirte, bis nach Resen, einem Dorfe eine kleine Meile hinter Burg auf der Straße nach Genthin, so blieb ich schon vor der Stadt in einem Dorfe Detershagen zurück, ruhte mich dort beim Prediger, dessen Sohn mein intimster Jugendfreund war, aus, aß zu Abend und kam Abends nach 11 Uhr bei meinen Eltern an. Die Ueberraschung meines Vaters und zugleich die ängstliche Sorge desselben, wie ich meinem Truppentheil nachkommen solle, zu schildern, vermag ich nicht. Zuletzt gelang es mir, ihn zu beruhigen, indem ich ihm vorstellte, es würde am andern Morgen gewiß gelingen Pferde zu erhalten, um mich dem Bataillon nachzubringen. Darin täuschte ich mich jedoch. Umsonst waren alle unsere Bemühungen, Pferde zu bekommen, und ich mußte mich endlich zu dem Versuch entschließen, zu Fuß dem Bataillon nachzugehen. Da wurde an das Fenster des im Erdgeschosß liegenden Wohnzimmers geklopft und gefragt: ob hier nicht Hr. v. C. z wohne? ich erkannte die Stimme, sie gehörte dem alten treuen Bedienten unsers Regimentsquartiermeisters Löper, welcher ein Freund meines Onkels und dem ich besonders empfohlen war. Ich rief sogleich: „Ja, Puff (so hieß er), kommt nur herein.“ Er war es mit dem Wagen seines Herrn und in Begleitung unsers Büchsenmachers und dessen Frau. Die Leute kamen herein, es wurde ihnen ein tüchtiges Frühstück vorgesetzt, und da es inzwischen heller Tag geworden war, brachen wir auf. Jede fernere Sorge meines Vaters um mich beseitigte ich, indem ich ihn auf diesen neuen Beweis des allmächtigen Schutzes, der über mir waltete, aufmerksam machte und mit Zuversicht dies auch für die Folge erwarten zu dürfen behauptete. Mein Glaube hat mich nicht getäuscht, denn in den folgenden Kriegen bin ich vielen Lebensgefahren glücklich entgangen. Der Abschied von meinem Vater war mir viel schwerer, als wie ich das erste Mal das väterliche Haus verließ.

Das Bataillon erreichten wir des Abends in einem Dorfe $4\frac{1}{2}$ Meilen von Burg, eine Meile hinter Genthin. Folgenden Tages marschirte ich mit

dem Bataillon, das sich auf Zehdenick dirigirte, wo wir den 2. Tag darauf gegen Abend einrückten. Wir waren kaum angelangt, als sich mit einem Male die Nachricht verbreitete, daß französische Cavalerie unsern Weitermarsch hinderte. Man machte Halt, und es war die Rede davon, daß wir vorrücken sollten; da wir aber keine Patronen hatten, so wurde nichts daraus. Zu uns hatte sich noch das Regiment Königin-Drögoner unter Führung des Obersten von Schäffer gefunden, sowie das braune Husaren-Regiment unter dem General Schimmelpfenig v. d. Dye. Die Drögoner rückten vor nebst den Husaren, es entspann sich ein blutiges Gefecht, in welchem vorzüglich die Drögoner viel litten; ich hörte nachher, sie hätten an 500 Pferde und eine Menge Offiziere verloren; indeß hatten sie uns freie Bahn gemacht, wir kamen in einen Wald, es wurde finster und die Truppe setzte ihren Marsch ununterbrochen die Nacht hindurch fort. Die Husaren trennten sich von uns und haben später bei Prenzlau capitulirt, unsere Jüsiliere schlossen sich an die Drögoner an.

Es mochte gegen 1 Uhr nach Mitternacht sein, da konnte ich nicht weiter. Wagen waren nicht da, und so blieb ich ganz erschöpft dicht am Wege liegen, um etwas auszuruhen. Ich war sogleich eingeschlafen, und als ich erwachte, war der Tag eben angebrochen. Ganz steif von der im Freien im October schlafend zugebrachten Nacht, machte ich mich auf den Weg und schleppte mich mühsam vorwärts, etwas zum Frühstück wünschend. Der Wald hatte bald ein Ende, ich mochte etwa eine Stunde gegangen sein, und es war nun heller Tag geworden, als ich Wagengeräusch hinter mir hörte. Es war ein Bagagewagen in Begleitung von zwei braunen Husaren, die mich auf meine Bitte mitnahmen. Sie wußten nicht wohin? Ich sagte ihnen, daß ich gehört, der Rückzug ginge nach Schwedt. Im ersten Dorfe kehrten wir auf einem Edelhofe ein, um uns nach dem Wege und der Entfernung bis Schwedt zu erkundigen, auch um etwas zu Essen zu bitten. Dies wurde für Roß und Mann sehr gastfrei und reichlich gegeben, aber zugleich erfuhren wir, die Brücke bei Schwedt sei abgebrannt und wir könnten dort nicht mehr über die Oder, doch hätten wir nicht viel weiter nach Stettin, das wir noch zeitig bei Tage erreichen würden. Nachdem wir alle gehörig ausgeruht und gesättigt waren, ging es munter vorwärts, und so kamen wir schon des Nachmittags nach Stettin. Auf der Commandantur erfuhr ich, daß unser Chef, der General von Pelet, in Stettin sei, worauf ich mich zu ihm begab, um mich zu melden. Als ich kaum in das Zimmer getreten war und meine Meldung ausgesprochen hatte, trat der Lieutenant von B... e, den Arm noch in der Binde, ein und meldete dem General: Der Oberst von Schuler ließe dem Herrn General melden, daß sich die Brigade in Damm, eine Meile von Stettin, befände und seine Befehle erwarte. Der General erwiderte: „Sagen

Sie dem Oberst von Schuler, daß ich mich freue, diese Nachricht zu hören, er möge morgen Ruhetag machen, ich werde morgen hinauskommen.“ Der Lieutenant v. B. . . e empfahl sich und sagte beim Hinausgehen: „Kommen Sie mit, Junkerchen, ich werde Sie mitnehmen.“ Das geschah, und ich war glücklich, wieder beim Truppentheile zu sein, verschmerzte gern den wohlverdienten Verweis wegen meiner wiederholten Absentirung und nahm mir fest vor, einen solchen mir nie mehr zuzuziehen und lieber bis zum Tode zu marschiren.

Dies muß am 28. October gewesen sein, denn des andern Morgens erfuhren wir, daß Stettin an diesemselbigen Morgen übergeben worden sei und unser braver General von Iserstädt und Bierzehnheiligen capitulirt habe!

Wir brachen sofort nach dieser Nachricht auf und setzten unsern Rückzug über Stargard und Stolpe nach Danzig fort. Der letzte Verweis meines Hauptmanns war so ernstlich gewesen (denn er hatte mir, wenn ich noch einmal zurückbliebe, ohne Erbarmen 20 Fuchtel versprochen), daß ich die Compagnie nicht mehr verlassen habe: aber ich wäre dennoch dieser Strafe verfallen, wenn mein braver Hauptmann nicht gar so gutherzig gewesen wäre. Hinter Stolpe in Kassuben erhielt ich ein furchtbar schlechtes Quartier, so daß ich dort nichts genießen konnte, wenn mein blutarmer Wirth auch etwas zu bieten gehabt hätte. Ich besuchte einen Kameraden, der in einer Mühle in Vergleich zu mir prächtig aufgenommen war und so freundliche Wirthsleute hatte, daß sie mir anboten, auch noch zu ihrem Junker ins Quartier zu kommen, was ich dankbar annahm. Da mein Bursche in dem alten Quartier zurückgeblieben war und des andern Morgens nicht dafür sorgen konnte, daß ich zeitig genug aufstand, um zur rechten Zeit zur Compagnie zu kommen, so erschien ich bei derselben erst, als ich schon vermißt und gemeldet war. Der Hauptmann ließ mich vortreten, zog den Säbel und sagte: „nun muß ich doch einmal ein Exempel statuiren.“ Ich trat vor, fing aber an zu weinen und sagte: „ach, Herr Hauptmann, Sie hauen mich ja entzwei.“ Ob ihm dies und meine ganze zerfnirschte Figur so komisch vorkam, oder er überhaupt nur die Absicht gehabt, mich zu schrecken, lasse ich dahin gestellt. Genug, er fing ungeheuer an zu lachen und steckte den Säbel ein, meinte aber, es sei dies das letzte Mal, daß ich so wegläme, und so entging ich, Gott sei Dank! einer Strafe, zu der man damals ohne großes Verschulden leicht kommen konnte, bin auch niemals derselben verfallen.

Etwa am 22. oder 23. November rückten wir in Danzig ein, womit die große Retirade für uns ein Ende hatte. Wir glaubten in der Festung bleiben zu können, aber es wurde uns nur ein Ruhetag gestattet, weil uns der Commandant General v. Manstein nicht behalten wollte. Wir traten also den Marsch nach Graudenz an, waren indeß kaum eine Meile marschirt, als wir

Befehl erhielten, nach Danzig zurückzukehren, um dort zu bleiben. Wir machten infolge dessen Kehrt und wurden in den Vornädien Stolzenberg und Schiedlis einquartiert. Kaum eine Woche nach unserm Eintreffen in Danzig wurde uns mittels Parole-Befehl bekannt gemacht, daß unser Chef, der General v. Pelet wegen Mitunterzeichnung der Capitulation von Stettin ohne Abschied aus dem Dienst entlassen, respective cassirt sei.

Berliner Briefe.

Berlin, den 22. Dec.

Bekanntlich ist es in England Sitte, daß, wenn die verantwortlichen Rätthe der Krone wechseln, zugleich ein Wechsel in der nächsten persönlichen Umgebung des Monarchen eintritt. Obgleich scheinbar eine Härte, liegt diese Einrichtung doch im Interesse des Königthums selbst. Denn sie macht den König weniger leicht zugänglich für eine Masse von Intriguen, welche immer geneigt sind, den höchsten entscheidenden Willen mit einem Netz zu umspinnen und sich zwischen den König und seine Rathgeber zu drängen. Die volle Wahrheit zu erfahren, ist für Niemanden schwieriger, als wer auf den höchsten Spitzen der Gesellschaft steht. Der König ist weder allgegenwärtig, noch allwissend. Er kann nicht Alles mit eigenen Augen sehen noch mit eigenen Ohren hören. Von seinem Urtheil aber hängen die höchsten Interessen ab; kein Wunder daher, daß sich immer die Versuche wiederholen, sein Urtheil zu trüben und ihn über die Thatfachen zu täuschen. Die Minister aber, welche dafür verantwortlich sind, daß der König die Wahrheit erfahre, müssen dafür auch verlangen können, daß aus der Umgebung des Monarchen solche Personen entfernt werden, die ein Interesse daran haben, daß er die Unwahrheit glaube.

Zu solchen Betrachtungen haben die Ereignisse der letzten Woche uns reichlichen Stoff gegeben. Wolmirstedt und Lezlingen mit der sich daran hängenden scheinbaren Ministerkrisis waren in diesen Tagen der Mittelpunkt aller politischen Discussion. Machen wir uns zuerst die Thatsache klar. Am 6. d. M. sind die Wahlen gewesen. Am 8. fährt der König zur Jagd nach Lezlingen. Unterwegs, auf dem Bahnhofe in Wolmirstedt haben sich die Gewerke und die Mitglieder des Krieger- und Landwehrvereins zum festlichen Empfange aufgestellt. Der König beauftragt den Bürgermeister, den Leuten seinen Dank auszusprechen, und äußert sodann seine Unzufriedenheit mit den Wahlen des Kreises, „indem die hier gewählten Abgeordneten und vorzugeweise der eine derselben zu den extremen sogenannten Fortschrittsmännern, die jetzt wieder als Demokraten bezeichnet würden, zu zählen wären; daß solche